

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 100.

Freitag, 30. April

1926.

### Die drei Brüder von Korff.

(66. Fortsetzung)

Roman von D. von Sankeln.

(Nachdruck verboten.)

Senator Wöhlerrmann sah mit Verwunderung, wie der junge Fremde schon in den ersten Stunden unter den Gästen des Hauses fast zu Hause war, und wie die sonst so ängstlichste Gesellschaft einstimmig urteilte:

„Ein reizender Mensch ist dieser junge Baron.“

Als dann der Tanz begann und er unermüdet selbst die verstaubtesten Mauerblümchen heransführte, sich nicht nur als vortrefflicher Tänzer, sondern auch als sprühender Unterhalter betätigte, wurden die Augen der Mütter nur noch wohlwollender.

Weniger angenehm war es dem Senator allerdings, als er sah, wie Ortlieb, je mehr der Abend vorrückte, um so geschickter der schönen Marianne die Kur schnitt und — daß auch diese den schönen, feischen „Baron“ sichtlich nicht ungerne sah.

Als dann zu früher Bürgerstunde die Autos vorfahren, durfte Ortlieb der Hausdchter die Hand küssen und dabei sagen:

„Verbindlichsten Dank für den herrlichen Abend und — auf „Wiedersehen morgen!“

Er hatte eine Einladung zum Senator Hinrichsen, der morgen einen ähnlichen Kreis um sich sammelte. Er hatte sie der etwas verblühten Tochter zu danken, die durch ihn an diesem Abend vergessen hatte, daß sie sonst „Mauerblümchen in Permanenz“ war.

Ortlieb Gerlach lag behaglich im Klubstessel seines Amteis im Hotel Atlantic und rauchte noch eine Zigarette. Er zog dabei die Bilanz dieses Tages und war zufrieden.

Ein einziges gab es nur, was sein Leben beherrschte: die Sucht nach Reichtum, irgendwelche Hemmungen sentimentaler Art waren ihm fremd. Gab es noch etwas, was ihn neben diesem Wunsche erfüllte, dann war es ein eingetriebener Haß gegen seine drei Vettern, die Brüder von Korff, die ihm von Kind auf als Vorbilder vorgestellt waren.

Er wußte genau, daß die Börse des Herrn Swendsen und die Deutsch-Scandinavische Handelsgesellschaft für ihn nur Kartenhäuser waren, die jeden Augenblick zusammenbrechen konnten!

Verbindungen anknüpfen! Womöglich ein Goldfisch! Edith?

Er hatte es wohl gefühlt, daß er sie in der Hand hatte, aber — freilich, Warthenau hatte ein großes Gut, aber — eine verheiratete Frau? Eine Scheidung wirbelte Staub auf und dauerte lange. Auf alle Fälle hatte er Dinge angebahnt, die man fortsetzen oder abbrechen konnte.

Und nun?

Die Heberei des Senators Wöhlerrmann war besser als Warthenau! Marianne war hübscher als Edith und nicht gebunden.

Bwar, sie war Werner von Korffs Braut.

Er suchte die Achseln. Sie paßte ebenso wenig zu Werner wie Edith zu August. Auch so eine Verbindung in Kriegshypnose! Wahrscheinlich in der Aussicht auf die „Frau Admiral“ und Erzzellenz. Dazu paßte Marianne, aber zur Frau Bergwerksinspektor?

Nur dumm, daß sich der Senator in unsaire Geschäfte einließ — wie die seinen. Wenn er zusammenbräche? Dazu war der Mann schlau.

Ob er ihm Marianne gäbe?

Wenn der Senator auf seine Vorschläge einging, hatte er ihn in der Hand.

Er konnte sich innerlich in dem Triumph, daß er gewissermaßen das Geschick der beiden älteren Korff in seiner Hand hatte, denn daß keine von den beiden Frauen, weder Edith noch Marianne, ihm widerstehen konnten, war ihm gewiß, und daß keiner der Väter sich weigerte, dafür wollte er schon sorgen.

Er schmunzelte.

Schade, daß nicht auch Edith eine Braut hatte, die ihn reizte, aber — eine simple Professorentochter! Das lohnte nicht! Die möchte er in Gottes Namen behalten! Er warf den Zigarettenstummel fort und legte sich mit der Miene eines Mannes, der ein gutes Tagewerk vor sich gebracht, zur Ruhe.

#### 7. Kapitel.

Senator Wöhlerrmann trat in das Boudoir seiner Tochter. Es war ungefähr sechs Wochen her, seit der Leutnant „von Gerlach“ zum ersten Male in sein Haus gekommen war, und die letzten vierzehn Tage war der Senator in Berlin gewesen. Ortlieb Gerlach war noch immer in Hamburg und wohnte auch noch immer im Atlantic-Hotel. Freilich — bezahlt hatte er dort nur die erste Woche, denn seitdem waren anscheinend ein paar Differenzen zwischen ihm und Herrn Swendsen ausgebrochen. Es war wenigstens ein Tag gewesen, an dem Swendsen und Ortlieb im Hotelzimmer eine erregte Unterredung hatten, und an dem Abend dieses Tages war Herr Swendsen nach Stockholm gefahren und hatte seitdem recht wenig von sich hören lassen. Deshalb hatte Ortlieb Gerlach aber doch noch immer Geld in der Tasche. So klug war er schon gewesen, einen kleinen Reservefonds anzulegen und das Hotel genierte ihn wenig.

Einen Gast, in dessen Zimmer andauernd Einladungen erster Hamburger Familien umherlagen, der beim Senator Wöhlerrmann ein- und ausging, den mahnte man so leicht nicht, zumal wenn dieser Herr ein eigenes Auto hatte, das doch täglich mit dem Dollar stieg und in der Hotelgarage stand. Auch hatte Gerlach durchaus kein Faulenzgerleben geführt, sondern war fleißig an den Vormittagen in diesem Auto auf den benachbarten Gütern umhergefahren. Die Deutsch-Scandinavische Handelsgesellschaft gewann Freunde! Natürlich — wenn so gute Namen wie Baron Warthenau-Garnau an der Spitze der Freunde standen, und wenn der Herr Direktor, allerdings nur im Vertrauen, andeuten konnte, daß Senator Wöhlerrmann der „Hauptmacher“ sei, und die nachweislichen dauernden Einladungen im Hause Wöhlerrmann dies bestätigten, dann schuf dies Vertrauen.

Marianne Wöhlerrmann sah über ein Reißbrett gebeugt und zeichnete eifrig, als ihr Vater eintrat. Dieser machte ein vergnügtes Gesicht. Anscheinend freute er sich, daß sein sonst so oft recht schwieriges Töchterchen in der letzten Zeit immer vergnügt war.

„Guten Tag, Kind!“

Sie sah auf.

„Tag, Pa, glücklich zurück aus Berlin?“

„Heute morgen. Was hast du getrieben in der Zeit?“

„Fleißig Proben gehalten. Du siehst, jetzt zeichne ich die



„Du weißt doch, daß wir am ersten Weihnachtsfeiertage Theater spielen. Diesmal etwas ganz Besonderes. Wir führen die „Verfunzene Glode“ von Hauptmann auf. Ich spiele das Kautendelein. Sieh her, das wird das Kostüm.“

Der Senator lächelte gemächlich.

„Na, viel Stoff wird's nicht kosten.“

„Pst, Pa, wenn ich eine Esse spiele!“

„Sehr schön. Und wer spielt den Heinrich?“

„Natürlich Baron Gerlach. Der hat uns überhaupt darauf gebracht. Ohne den könnten wir die ganze Sache nicht machen, der kann einfach alles! Das ist ein ganz ungeheuer tüchtiger Mensch.“

Der Senator hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und sagte trocken:

„Da hast du recht. Er ist ein sehr tüchtiger Mensch.“

Marianne sah auf. Sie verstand diesen Ton nicht recht.

Der Senator fuhr gemächlich fort:

„Leider wird wohl aus der Aufführung nichts werden.“

„Warum nicht?“

„Der Baron ist heute morgen geschäftlich verreist. Er läßt sich dir noch recht herzlich empfehlen.“

„So schnell? Wann kommt er denn zurück?“

„Wahrscheinlich so bald nicht.“

Marianne hatte ein Schmollgesicht.

„Und da hat er nicht einmal Zeit, sich persönlich zu verabschieden?“

Der Senator zuckte die Achseln.

„Das kommt manchmal so im geschäftlichen Leben.“

Marianne war aufgesprungen.

„Dann wird ja unsere ganze Theatervorstellung nichts.“

„Wahrscheinlich, wenn du nicht willst, daß ich den Glodengießer Heinrich spiele.“

Marianne wurde böse.

„Nun machst du auch noch dumme Scherze.“

„Im Gegenteil, ich sage dir sofort einen glänzenden Erfolg. Das Theaterstück muß leider ausfallen, darum werden wir am ersten Feiertag doch eine große Gesellschaft haben und etwas viel Sensationelleres.“

Sie blickte ihn unsicher an.

„Was meinst du?“

„Sehr einfach — deine Hochzeit mit Werner von Korff.“

Einen Augenblick schwieg Marianne, dann sagte sie erregt:

„Unmöglich.“

„Wir hatten uns doch damals in Berlin schon mit Werner verabredet.“

Marianne ging auf und nieder.

„Pa, es ist sehr gut, daß wir uns einmal aussprechen. Ich bin in allen Dingen für Klarheit.“

„Eine ganz vortreffliche Ansicht, mein Kind.“

„Du hast recht, ich habe einst geglaubt, Werner zu lieben. Damals, unter ganz veränderten Bedingungen. Jetzt habe ich eingesehen, daß das ein Irrtum war. Es tut mir gewiß sehr leid um ihn, aber gerade die glücklichen Briefe, die er mir jetzt aus diesem Jammerneß Waldburg schreibt, beweisen es mir, daß wir zwei durchaus nicht zusammenpassen. Er fühlt sich dort ungeheuer wohl, er hat große Pläne für seine künftige Tätigkeit bei den Gruben. Er denkt gar nicht daran, nach Berlin zu wollen. Er möchte dort bleiben. Und das ist mir einfach unmöglich! Ich bin nun einmal Großstädterin und kann nicht aus meiner Haut. Ich fühle mich jedesmal meiner selbst unwürdig, wenn ich seine Briefe erhalte, die von Empfindungen überquellen, die ich nicht mehr erwidere, und wenn ich dann antworten muß, muß ich geradezu heucheln. Es ist viel besser, ich schreibe ihm offen, daß es ein Irrtum meinerseits war. Jetzt in der Freude über seinen neuen Beruf wird er es am leichtesten tragen.“

Der Senator blieb vollkommen ruhig.

„Und du?“

„Ich werde schon einen Gatten finden, der besser zu mir paßt.“

Der Senator verzog noch immer keine Miene.

„Vielleicht den Baron von Gerlach?“

„Jedenfalls würde er ein besserer Cavalier sein —“

„Wer weiß.“

„Der mich nicht in solch ein Nest bringen wird.“

Der Senator hatte jetzt ein etwas undefinierbares Lächeln.

„Es wäre jetzt ohne mein Eingreifen sicher geschehen, daß Herr Baron von Gerlach, der übrigens eigentlich weder Baron noch „von“ heißt, sondern Ortlieb Viktor Gerlach, nur da dem Lithographen auf der Visitenkarte das „v“ ein bißchen verrutscht ist — mit einem sehr viel bescheideneren Wohnort vorlieb genommen hätte, wenn ich nicht eingegriffen hätte.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Also deutlicher! Ohne mein Zutun säße der Herr Baron schon heute im Gefängnis, und hier wäre der Skandal fertig.“

„Pa!“

„Allerdings! Ich war auch diese vierzehn Tage gar nicht in Berlin, sondern meistens in Landsberg an der Warthe.“

„In Landsberg?“

„Ja wohl, und das alles nur im Interesse des Herrn Barons.“

„Jetzt sprich doch deutlicher!“

„Kommt schon! Ich muß dir gestehen, daß dieser junge Herr Direktor mir von Anfang an etwas seltsam vorkam, wenn ich mir auch natürlich sagte, daß er selbstverständlich nur das elegante Aushängeschild dieser Firma war. Der als Adjutant verschiedener Regiments-Bureaus mit allerhand Verbindungen ausgestattete junge Herr mit tadellosen Lebensformen, der noch dazu aus dem Viktor sich einen kleinen verstoßenen Baron improvisierte und der mit dem Titel eines Direktors in Wahrheit gewissermaßen Geschäftsreisender war. — Warum nicht? Wenn es gute Geschäfte waren, die das Licht nicht zu scheuen brauchten, wie ich sie mache — Klein haben wir alle angefangen und tüchtig war er —“

„Pa, ich denke, deine vorurteilsfreien Geschäfte —“

„Erlaube, ich habe nie etwas getan, was den Gesetzen des Staates zuwider war, wenn ich auch vorurteilsfrei, wie du ganz richtig sagst, Konjunkturen ausnutzte und vielleicht bisweilen mehr international denke. Ich habe nie einer Stadtverwaltung Butter verkauft und hinterher Margarine geliefert.“

„Und das hat —“

„Ob Gerlach davon wußte, ich weiß nicht, ich bezweifle es sogar, denn ich halte ihn für zu klug. Jedenfalls hat es der brave Herr Swendsen getan, über den ich seltsamerweise zuerst sehr günstige Auskünfte erhielt, sonst hätte ich doch Gerlach mein Haus nicht geöffnet.“

(Fortsetzung folgt.)

## Walpurgisnacht.

Von H. Ribeaucourt.

Die Walpurgisnacht, die dem ersten Mai tag vorausgeht, verdankt ihren Namen der heiligen Walpurga, einer Schwester des heiligen Willibald, des bekannten Apostels der Deutschen. Diese wundertätige und fromme Frau, die um 780 als erste Äbtissin des Klosters Heidenheim starb und der zu Ehren unzählige Kirchen, Kapellen und Klöster erbaut wurden, ist wirklich nicht schuld daran, daß mit ihrem Namenstag so schlimmer Unfug getrieben, daß er schließlich zum Festtag oder richtiger zur Festnacht aller Bösen, zur Nacht des Teufels oder der Hexen wurde.

Nach dem Volksglauben hält der Teufel in dieser Nacht auf wilder Bergkuppe, dem sogenannten Hexenberg, große Heerschau über seine Getreuen, die Hexen. Das waren Menschen, die ein Bündnis mit dem Bösen geschlossen, ihm ihre Seele verkauft hatten und dafür durch allerlei übernatürliche Fähigkeiten belohnt wurden. Der berühmteste dieser Hexenberge ist der Brocken im Harz, der heute den Namen Brocken führt. Diese Zusammenkünfte, zu denen die Hexen auf Besenstielen oder Biegenböden, manchmal auch auf Schweinen, Hunden oder Raken geritten kamen, waren aber mehr als eine Musterung, eine bloße Versammlung. Sie wurden zu einer Art Liebesfest, das natürlich in entsprechender teuflischer Weise begangen wurde.

Viele teuflischen Liebesfeste oder Hexenabbate in der Walpurgisnacht haben eine uralte Geschichte, die weit über den Hexenglauben hinausreicht, der ja erst im 14. Jahrhundert, in Verbindung mit den Ketzerverfolgungen der Inquisition, allmählich aufkam. Der Mai galt schon immer als der Monat des Frühlings und vor allem der Liebe.

Malaya  
Leira  
bei dem schmerzlichen Verlust, wenn  
wir allen auf diesem Wege unseren herzlichsten Dank

Horstr.



Das kam schon bei den altindische, Maifesten zum Ausdruck, deren Gebräuche zum Teil auch in den germanischen Druidenfultus übergegangen sind. Höhepunkt dieser Maifeiern war ein symbolisches Vermählungsfest der Götter. Bei den Indern war es der Feuergott Veal, der am ersten Maitag Hochzeit hielt, bei den Germanen Rodan und Freya. Diese Maifeste zeichneten sich durch üppige Schmausereien, auch durch Opferhandlungen und vor allem durch ziemliche Sittenfreiheit aus. Ausschweifungen waren nicht selten, ähnlich wie bei den sogenannten Floralien, den römischen Mai- und Frühlingsfesten.

Und gerade die Floralien erweisen sich als deutliches Vorbild der späteren Walburgisfeier. Denn es waren besonders die älteren Frauen der vornehmen Stände, die unter Führung der Vestalinnen, der Hüterinnen des ewigen Feuers, in der ersten Mainacht zusammenkamen und der Göttin Bona Dea ein höchst unmoralisches Fest gaben. Männer waren zwar grundsätzlich ausgeschlossen, wurden aber, wenn sie in Frauenkleidern erschienen, stets willkommen geheißen. Von diesen Römerinnen, die trotz ihres Alters in der Mainacht der Liebe huldigten, ist dann ein kleiner Schritt bis zu den Hexen des Mittelalters. Zumal vom Christentum zwischen Heidenglaube und Teufelsglaube überhaupt kein Unterschied gemacht wurde.

Zahlreiche Märchen und Sauererzählungen, aber auch viele Volksbräuche erinnern zum Teil noch heute an den Hexensabbat in der Walburgisnacht. Die meisten dieser Sitten laufen darauf hinaus, die Hexen auszutreiben oder fernzuhalten oder sie an der Reise zum Hexenberg zu verhindern, indem man die Besen versteckt und die Fliegenböcke besonders streng bewacht.

Die Walburgisnacht erinnert aber auch an ein trauriges Kapitel der Menschheitsgeschichte, an die unselige Zeit der Hexenverfolgung, der Hexenprozesse. Die Zahl der unschuldig verbrannten Opfer dieses grauenvollen Wahnes wird auf zwei Millionen Menschen geschätzt, eine Zahl, die an die Todesernte des Weltkrieges heranreicht. Nicht nur das Volk, selbst die offizielle Wissenschaft glaubte im 15. und 16. Jahrhundert felsenfest an die Möglichkeit eines regelrechten Bündnisses zwischen Mensch und Teufel. Eine alte Frau brauchte nur das Unglück zu haben, sehr häßlich zu sein, um ganz gewiß früher oder später an den Hexen zu kommen. Schon die Anklage, ein bloßer Verdacht war meist gleichbedeutend mit der Verurteilung. Fand sich in Körper der Angeklagten irgend ein Muttermal, irgend eine Absonderlichkeit, dann war die Unauflösliche rettungslos verloren. Alles, was sie auch tat, tat nicht sie, sondern der Teufel, von dem sie angeblich besessen war. Verteidigte sie sich selbst in überzeugender Weise, dann war es nur die besondere Geschicklichkeit des Teufels, die aus ihr sprach. Schwor sie in der Erkenntnis der völligen Aussichtslosigkeit entweder Verteidigung, dann war es nur Verstocktheit, die ebenfalls vom Teufel eingegeben war. Leugnete sie, dann am das sogenannte Hexenbad, die Wasserprobe, oder die Folter, bis das Geständnis, das die Hexenrichter wünschenswertlich erpreßt war. Dieses „Geständnis“ legten die ansehnlichen Hexen natürlich um so lieber ab, als ihnen der qualvolle Tod auf dem Scheiterhaufen, unter Umständen gar die besondere Gnade der Enthauptung nur eine Erleichterung bedeuten konnte.

Gottlob, diese entsetzlichen Zeiten sind lange vorbei. Und wenn wir ihre Erinnerung heute, anlässlich des Walburgistages, wieder heraufbeschwören, dann nur deswegen, um uns um so mehr an den Sonnentagen, an dem Glück und an den Schönheiten des Wonnemonats erfreuen zu können.

## Das Wappen.

Skizze von Karl Pütge.

Wenn man durch eine dieser unwahrscheinlich alten Kleinstädte stekt, mit denen besonders Süddeutschland reich gesegnet ist, dann hat man für alle irgendwie merkwürdigen Dinge pflichtschuldiges Interesse aufzubringen. . . sonst ist es ältlicher, diesen kulturgeschichtlichen alten Rastern fern zu bleiben. Eingebend dieser ungeschriebenen Mahnung blieb ich im letzten Sommer in — sagen wir — Kstadt überall, wo sich etwas zu zeigen schien, stehen und beäugte das liebevoll gehegte Alte. Man ist ja kein Bananenfresser!

Auch vor einer alten, einsam zwischen Gärten stehenden Mauer verharnte ich in nachdenklicher Bewunderung. Doch mein Bewundern galt nicht der Mauer, sondern einem in die Mauer eingelassenen, buntangestrichenen Wappen, dessen gut abgestimmte, grau-rot-blaue Farben man vielstündlich Jahr um Jahr neu aufzutragen anbefohlen zu haben schien. Die Kstädter erbrachten damit den Beweis, daß sie recht gut wußten, was sich zur Pflege von Bäterart und -sitten gehörte.

Da nun die Mauer ebenförmig der kümmerliche Überrest

eines Klosters, einer Burg oder wohl auch nur ein Teil des ehemaligen Stadtmauer sein konnte, so war es einfach meine Pflicht, mich bei den Eingeborenen von Kstadt über das Wappen zu erkundigen. Der grüne Schuttmann, der angeblich nie da ist, wenn man ihn braucht erschien in Kstadt prompt auf der Bildfläche, als sich der Buntsch, eine vertrauenswürdige Person aus Kstadt an der Mauer zu treffen, meiner bemächtigt hatte. Leider kramte sich der Gute die bewusste Stelle unterm Kasko, als er gehört hatte, was mich an ihn wenden ließ und erklärte:

„Ja, wissen Sie, ich bin erst ein Jahr hier. Ich weiß das noch nicht genau. Vielleicht vom Kloster . . . es kann aber auch von der alten Burg.“

Zum Glück kam ein höherer Schüler mit entsprechender Mühe und Pässigkeit daher. Obersekunda zweifellos. Der zog die Mundwinkel sehr weit schief vor lauter Geringschätzung über das alte Wappen und knurrte:

„Haben wir noch nicht gehabt!“

Eine alte Frau wußte es auch nicht. Sie meinte, es sei nur „so da“. Ein biederer Handwerksmeister strengte sich hartnäckig und bestig sein Kopfschütteln, ohne sich besinnen zu können. Früher hatte er's bestimmt einmal gewußt! Das sollte ich nur glauben!

Es wäre direkt schändlich gewesen, hätte ich es nach diesen vier negativen Antworten schon aufgegeben. Ich sahte darum unter dem Wappen Posto und fragte nun in ausdauernder Beharrlichkeit der Reihe nach — mit dem nämlichen Erfolgs — die folgenden, nichtsahnend des Weges ziehenden Bürger und Bürgerinnen der uraltehrwürdigen Stadt Kstadt:

Einen Schornsteinfeger. — Ein Schulmädchen. — Einen Postboten. — Eine Gemüsefrau. — Ein Dienstmädchen. — Einen alten Herrn. — Einen jungen Gek. — Eine sehr vornehme alte Dame. — Eine junge Dame. — Einen etwas älteren Herrn. —

Der etwas ältere Herr eilte statt einer Antwort auf-fallend rasch davon, holte die Polizei und ließ mich wegen Erregung öffentlichen Argernisses festnehmen. So wurde ich von meinem Platz an der Mauer entfernt und kam auf die Polizeiwache im Rathaus.

Ich frohlockte! Denn nun war ich an die richtige Stelle gelangt, wo mein pflichterfüllter Wissensdurst gestillt werden konnte. Ich täuschte mich!

Sie sprachen zu mir auf der Polizeiwache von Kstadt zwar allerlei, doch meine Frage nach dem Wappen konnte auch hier nicht befriedigend beantwortet werden. Sie wußten es halt auch nicht! Dagegen brachten sie verständnisvolles Erbarmen mit mir auf und ließen mich als harmlos und ungefährlich nach ebenso eingehendem wie unterhaltbarem Verhör — es mag hier nicht in aller Breite geschildert sein — wieder laufen.

Nun wollte man bitte nicht denken, daß ich mich, als ich wieder auf freiem Fuße war, wieder zu der Mauer zurückbegeben habe! Das habe ich einmal deshalb nicht getan, weil mir dies die Polizei zur Pflicht gemacht hatte — andererseits, weil ich beim Verlassen der unaastlichen Stätte über der Tür des Rathauses! — ein grau-rot-blau gestrichenes Wappen erblickte, das ebenförmig unauferkennbar das Stadtwappen von Kstadt war, wie das an der Mauer da draußen . . .

## Friedrich der Große und die Schildwache.

Anekdote, mitgeteilt von Franz Vächter.

Als der alte Friß einmal in Sanssouci spazieren ging, sah er eine Schildwache immer still vor sich hin lachen.

Der König fragte: „Mein Sohn, warum lachst Er?“

„O, Majestät, weil hier eben zwei vorübergingen, die sich über ihren Glauben stritten.“

„Was ist denn dabei zu lachen? Was hat Er denn für einen Glauben?“

„Majestät, ich habe den Glauben, den mein Schuster hat.“

„Und was glaubt denn Sein Schuster?“

„Er glaubt, daß er die Stiefeln, die ich ihm schuldig bin, nicht bezahlt bekommen wird, und dies glaub' ich auch.“

Friedrich der Große ließ den Soldaten, nachdem er abgeköst worden war, zu sich rufen, fragte ihn, wie viel er dem Schuster schuldig sei, und als er die Summe von einigen Talern genannt, gab er ihm zehn Taler und sagte ihm, er sollte seinen Schuster nun bezahlen.

Nach einiger Zeit steht der alte Friß den Soldaten wieder und fragt ihn: „Na, hat Er denn seinen Schuster bezahlt?“

„Ne bewahre, Majestät!“

„Warum denn nicht? Er verfluchter Kerl, ich habe ihm doch zehn Taler gegeben.“

„Majestät“, antwortete der Soldat lachend, „Sie werden doch nicht verlangen, daß ich und mein Schuster für zehn Taler den Glauben ändern sollen?“



\* Hermann Kesser, „Schwester“. (Literarische Anstalt Klitten & Voening, Frankfurt a. M.) Es ist begreiflich, daß ein Dichter wie Kesser, der uns fast mit jedem Buch ein Bekenntnisbuch schenkt, eine Vorliebe für die Form des Monologes hat. Das Selbstgespräch wird zur schonungslosen Weichte, bedeutet Erkenntnis, Entlastung und Läuterung. Ganz von selbst ergab sich für die Geschichte der Krankenschwester, die sich an dem Tod des geliebten Mannes schuldig fühlt, weil sie seinen Selbstmord nicht verhindert, die monologische Gestaltung. Handelt es sich doch hier um rein seelische Vorgänge. In den Augen des Gerichts ist die Schwester nur Zeugin, in ihren eigenen dagegen Angeklagte, und die Freisprechung des unschuldig Verdächtigten bringt auch ihr die Befreiung. Innerstes Erleben weiß Kesser so plastisch zu gestalten, daß es stärkere Spannung hervorruft als äußerlich bewegte Handlung. Bewundernswert ist die Kunst, mit der hier fast anatomisch und doch gleichzeitig mit wärmster Anteilnahme die Faserungen traurigen Seelentums bloßgelegt und erschütternde Dinge auf knappem Raum zusammengedrängt werden. Kesser hat sich wieder einmal als der geborene Novellendichter erwiesen. W. W.

\* Robert Jakob Lang: „Laubenschwarz“, Landstreichererzählungen. Mit 5 Federzeichnungen von Karl Hügin. (Verlag Ernst Birscher A.-G., Leipzig.) Seitdem, daß auch heute noch, im Zeitalter der Automobilisten, sich Dichter den früheren Liebhabern der Straße, den Landstreichern, zuwenden. Jenen von der bürgerlichen Gesellschaft an den Strahentand geworfenen Eigenbrötlern, denen gerade wegen der unverschämten Aukerung ihres Unabhängigkeitstriebes der Reiz vieler Geborgener nahegeht. Laubenschwarz ist ein lebensechter Vertreter seiner Gilde, und die Geschichten, welche Robert Jakob Lang von ihm erzählt, drängen sich in ihrer Bildhaftigkeit dem Leser geradezu auf. Karl Hügin's Zeichnungen ergänzen und unterstreichen wertvoll des Dichters Darstellungen.

\* „Seelische Selbstbehandlung“, ihr Wesen und ihr Selbstwert von Dr. med. B. Hahnlein. (Leipzig, Verlag von Kurt Rabitsch.) Der Verfasser hat sich der Aufgabe unterzogen, für das Verfahren der Autogestaltung kritische Aufklärung zu schaffen, die Spreu von dem Weizen zu sondern. Er beschreibt die überpannten Erwartungen, aber er arbeitet die unvergänglichen Werte der Consilien Methode in einleuchtender Darstellung heraus. Vor allem zeigt er den Weg, auf dem tatsächlich die bewusste Autogestaltung einer Weiterentwicklung fähig ist und in größtem Maßstabe zu einem Segen für die Menschen werden könnte.

\* „Wege zur Bildung“. (C. Dünhaupt, Verlag, Dessau.) Band 1: „Organische Bildung“, ein Führer zu Büchern und zum Wissen von Dr. Hermann Amon. Band 2/3: „Von Werden und Wesen der Bühne“, von Dr. Johannes Günther. — Das neue Buch des Dichters und Theaterkritikers will keine Theatergeschichte in 1000 Worten bieten. Es stellt die kunstzeiterischen Gehalte der einzelnen Entwicklungsperioden der Bühne heraus. Jedem Abschnitt sind auf unterrichtende Bücherlisten beigegeben. Wertvolle, zum größten Teil bisher unveröffentlichte Bilder beleben das Werk.

— Die Lehre vom Lernen. Von Walter Howard. In diesem 1. Band werden von dem Verfasser zunächst die Grundlagen der metaphysischen und psychologischen Voraussetzungen alles sich geistig Auberens behandelt. Der Inhalt stellt gleichsam eine Beantwortung aller Fragen dar, die ein Schüler im Verlauf des „Unterrichts im Lernen“ zu stellen vermag. Das anhangsweise pädagogische Werk erschien in der „Rustabteilung des Georg Kallmeyer-Verlag“, Wolfenbüttel.

\* „Bücher über Gymnastik“. Die vollständig neu bearbeitete, mit klassischem Abbildungsmaterial versehene Neuauflage (31. bis 40. Tausend) von Hans Surén, „Deutsche Gymnastik“ (Gerhard Stalling, Verlag, Oldenburg i. O.) wird der umfangreichen Surén-Gemeinde viele neue Freunde und Anhänger zuführen. Kein modernes Gymnastikbuch dürfte den Bestrebungen unserer Körper- und sportfreudigen Zeit so gerecht werden, als dieses Buch. Surén, der langjährige Leiter der Heereschule für Leibesübungen, gibt alle zur körperlichen Ertüchtigung und Aufrichtung notwendigen Übungsgruppen und Verhaltensmaßregeln in übersichtlicher Form bekannt. Prächtige Gymnastikbücher sind ferner die im gleichen Verlag erschienenen, mit hervorragenden Bildern nach Originalaufnahmen geschmückten Werke: „Gymnastik im Bild von Riels Butz, Leiter der

dänischen Gymnastikakademie Öllerup. Der an 20 dänische Meister, dessen Gymnastik in der ganzen Welt Eingang gefunden hat, hat hier die besten Bilder seiner gymnastischen Übungen in lehrreicher und systematischer Weise zusammengestellt. — „Tanz und Gymnastik“ von Rudolf von Laban. Das mit geradezu einzigartigen Aufnahmen ausgestattete Buch ist das bedeutendste Werk Labans, in dem der bekannte Hamburger Meister in fesselnder Sprache das Prinzip seiner rhythmischen Gymnastik und seiner Tanzkunst darlegt. — „Des Kindes Tanz und Gymnastik“ von Rudolf von Laban. Laban hat hier aus dem reichen Vorrat seiner Erfahrungen das Allerbeste für die Jugend gegeben.

\* „Westermanns Weltatlas“. 100 Kartenblätter mit 137 Haupt- und 118 Nebenkarten, mit erläuterndem Text und alphabetischem Namenverzeichnis. Bearbeitet von Adolf Diebers unter Mitbeteiligung von Rud. Barmm, Prof. A. Groebe, Dr. A. Müller, Dr. S. Winter u. a. (Verlag von Georg Westermann.) In 14 Auflagen hat sich dieses vorzügliche Kartenwerk bereits bewährt. Nun liegt eine Neubearbeitung vor, in der neuestes statistisches Material verarbeitet und die Karteneinteilung wesentlich verbessert wurde. Das Prinzip ist das gleiche geblieben: Hervorhebung des Wesentlichen unter Auslassung alles Unwichtigen. Westermanns Weltatlas stellt den Karten nicht nur statistische Tabellen und graphische Darstellungen gegenüber, sondern gibt den Tatsachenstoff außerdem durch sinnvollen Aufbau im Kartenbilde selbst. Alle wichtigen Ereignisse mit Angaben über Ursprung, Verbreitung, Ein- und Ausfuhr usw. lassen sich an Hand eines umfassenden Registers spielend leicht feststellen. Die Verwendungsmöglichkeiten von Westermanns Weltatlas sind unerschöpflich. Die Sicherheit aller wirtschaftlichen Prognosen z. B. hängt ab von der Klarheit und Über-sichtlichkeit des zugrunde liegenden Materials, und dieses findet sich nirgends in solcher Konzentration und mit solcher Einträglichkeit dargestellt, wie in Westermanns Weltatlas. Das Werk birgt in sich eine vollkommene Synthese unseres Weltbildes, und doch ist seine Darstellungsart so klar, daß sie von jedem Laien ohne weiteres abgelesen werden kann.

\* Das „Gothaische Jahrbuch für Diplomatie, Verwaltung und Wirtschaft“ für das Jahr 1921 liegt vor. Dem neuen Titel — der letzte, 162. Jahrgang hieß noch „Diplomatisches Jahrbuch“ (des Gothaischen Jenders zweiter Teil) — entsprechen starke Änderungen. Der Inhalt des neuen Jahrbuches, das erstmalig in größerer Formate unter Beigabe von Karten erscheint, hat sich folgerichtig der Entwicklung vom Gesellschafts-Almanach über der Diplomatentafel zum Staatsjahrbuch angepasst. Staatsgeschichte, Verfassung, Behörden jeder Art, Bevölkerungs- und Wirtschaftsstatistik, Angaben über Heer und Flotte, Religion und Presse geben in absoluter Weile auf der amtlichen Mitarbeit fast aller Staaten der Erde beruhender) Vollständigkeit und Genauigkeit ein mikroskopisch scharfes Bild aller staatlichen Organisationen und wirtschaftlichen Vorgänge des Erdballs. Das Werk ist international — man denke an die in französischer Sprache erscheinende Parallelausgabe, der „Almanach de Gotha“. Die Güte des Wertes bürgt dem Verlag (Justus Perthes in Gotha) für weiteres Gedeihen. Für Behörden, Wirtschaftler, Politiker und Journalisten, Handel und Verkehr ist das Jahrbuch ein anerkannt unentbehrliches Nachschlagewerk.

\* Dr. phil. K. Krässig, „Bürgerkunde“. (G. A. Gloeckner, Leipzig.) In 3 Teilen behandelt das Bändchen alles Wesentliche über das staatliche Gemeinschaftsleben. Der 1. Teil enthält die allgemeine Staatslehre. Hier wurde besonderer Wert darauf gelegt, eine kurzgefaßte, klare Darstellung der Auffassungen bedeutender Philosophen und Staatsrechtslehrer der verschiedenen Zeitabschnitte und Völker über Entstehung und Untergang des Staates, den Staatsbegriff, die Rechtfertigung, Zweck und Aufgabe des Staates, die Staatsgewalt, Staatsverfassung und ihre Formen wiederzugeben. Im 2. Teil werden das Reich und die Länder, die Gemeinden und Gemeindeverbände, Recht und Rechtsprechung, die kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben, die Beziehungen zum Ausland, Heer und Marine und die Finanzen geschildert. Der 3. Teil bietet einen Überblick über die politischen Parteien, deren geschichtliche Entwicklung, Zweck und Ziele. Das Bändchen wird sich vor allem durch seine sachliche Einstellung bald der Benutzung weiter Kreise erfreuen.

\* „Deutschkundliche Bücherei“. Eine Sammlung von Hilfsbüchern zur Vertiefung in deutsche Sprache, Literatur und Kultur. (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.) Sturm und Drang. Eine Einführung von Studienrat Dr. S. Röhl. Aus dem Schrifttum des Sturms und Drangs. Herausgegeben von Studienrat Dr. S. Röhl.